Aetherblüten

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **97 (1971)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ferien-Erinnerungen:

Mein Kollege in Marrakesch

Porträtiert von Thaddäus Troll

Ein Zahnarzt kauerte mit gekreuzten Beinen auf dem Boden. Nebst einigen bleckenden Gebissen, die man von der Stange kaufen konnte, hatte er vor sich all den Unrat aufgebaut, den er an diesem Tag schon gezogen hatte. In einem Kohlebecken aus Messing wurden die Haken und Zangen ausgeglüht, mit denen er seinen Patienten auf den Mund rückte. Eine Araberin ging ihm gegenüber in die Knie und hob züchtig den Gesichtsschleier, um sich von ihm behandeln zu lassen.

Auf dem Platz ging es wild zu. Rotgewandete Wasserverkäufer boten mit Glöckchengebimmel ihre Ware in Ziegenschläuchen und sich selbst als Fotoobjekt für Touristenlinsen an. Ringkämpfer taten so, als ob sie sich umbrächten. Weißgewandete Berber tanzten und musizierten. Gaukler schnellten vom Boden und drehten sich in Saltos. Schlangenbeschwörer brachten ihren Tieren Flötentöne bei, und einer versuchte, einer schreienden Dame aus Oakland sein Reptil als Halskette umzuhängen.

Es war auf dem Platz Jemaa el Fna in Marrakesch, wo schon immer Schaustellungen stattfanden, denn Jemaa el Fna heißt Versammlung der Verstorbenen, weil hier ein Kalif, der seine Gegner grausam abschlachtete, ihre Köpfe, die die Juden in der benachbarten Mellah zuvor hatten einsalzen müssen, auf Lanzen gespießt ausstellen ließ. Die frischgezogenen Zähne, die der Zahnarzt in sein Open-air-Schaufenster gelegt hatte, waren ein letzter Ueberrest dieses Kalifenbrauches. Gaffer, Fotografen, Darsteller, Stauner, Käufer, Händler, Schausteller und Müßiggänger bildeten einen Menschensee, der sich am Ende des Platzes in Rinnsale teilte, um sich durch das Labyrinth der farbenfrohen Souks zu schlängeln.

Auf diesem Platz erlebte ich den Kollegen, einen Redesteller. Da die Berber keine Schrift kennen, bleibt dem Literaten nichts anderes übrig, als sich redlich als Erzähler sein Brot zu verdienen. Er trug Blue jeans und ein offenes Hemd und stand in einem Kreis von Krausköpfen, die auf dem Boden kauerten, ein Literaturproduzent, der seine Ware gestenreich an den Mann brachte. Seine Zuschauer waren hingerissen und bedankten sich mit Szenenbeifall. Ich verstand kein Wort der Sprache, die ohne I auszukommen scheint und dafür das A in vielerlei Variationen lautlich zu verfremden vermag. Er deutete auf das elegante Minarett der nahen Koutoubia, der Buchhändlermoschee, von einem Eisenschaft gekrönt, an dem vier große Kugeln aus vergoldetem Kupfer befestigt sind. Sicher erzählte er von dem städtegründenden schwarzen Sultan Jakub el Mansur, dessen Mutter eine Negersklavin war und dessen Gattin die vier Kugeln mit Goldschmuckstücken füllen ließ und eine ganze Armee von Schutzgeistern rekrutierte, die den Schatz bewachte und schlimmes Urteil schon über die brachte, die auch nur in Gedanken sich danach gelüsten ließen.

Als mich der Redesteller sah, unterbrach er seine Erzählung, verwandelte sich in einen medizinischen Schausteller und sprach französisch. Ein großer Mann, ein weiser Mann, ein berühmter Europäer, ein Herr über alle Krankheiten, ein Heiler aller Wunden weile in dem Kreise, überschätzte er mich. Er komme sich mit seinen medizinischen Kenntnissen dagegen wahrhaft bescheiden vor. Er griff sich aus dem Kreis einen vifen Berberjungen, der glauben ließ, kein Autoschloß sei seinen Fähigkeiten gewachsen, und sofort begann, seine Rolle zu spielen, obgleich sie nur die eines Statisten war. Er verfiel zusehends, er zärtelte und kränkelte und machte glaubhaft, daß ihn nur rasche Hilfe vor einem plötzlichen Hinschied bewahren könne. Mein Kollege klopfte ihn ab, schrie besorgt auf, als höre er, wie im Inneren des Patienten ganze Bakterienkolonien gleich einem aufgescheuchten Ameisenvolk ins Wimmeln geraten wären. Der Redesteller stopfte sich zwei Dattelkerne in die Ohren. Sie waren durch rote Schläuchchen mit dem Torso eines ehemaligen Gummiballs verbunden, den der Arzt dem Patienten auf den Leib setzte. Er fand nichts und verzweifelte, der Patient stöhnte und röchelte, dem Arzt blieb nur noch geringe Zeit, er griff zu einer Hühnerkralle, strich damit über den hinfälligen Körper, dann über den Kopf, da zog sich die Hühnerklaue zusammen, krallte sich in den Schädel ein, Heureka, der Herd schien gefunden. Der Medizinmann gab einen Erleichterungsschrei von sich, holte einen Vorschlaghammer, um den Patienten einzuschläfern, dann einen Drillbohrer, mit dem er den Schädel aufzubohren heuchelte, er ahmte mit dem Mund Geräusche nach, die erst wie das Splittern von Knochen, dann wie ein Trommelwirbel klangen, er griff nach einem Stück Rohr, setzte es auf den trepanierten Schädel, vergrößerte mit Meißel und Hammer das Loch, schaute in die Röhre, nahm eine Zange, schob sie hindurch, schien etwas gefunden zu haben, zerrte und riß aus Leibeskräften und brachte aus der Röhre einen zappelnden Skorpion ans Tageslicht, den er triumphierend der Runde demonstrierte, während der Patient sichtlich wieder zu Kräften kam. Der Arzt holte eine Schusternadel, deren Oehr so groß war, daß ein kleines Kamel getrost hätte hindurchgehen können, nahm einen Spaghetto (wenn es diese Einzahl von Spaghetti gibt), zog ihn durch das Oehr und nähte damit die Wunde zu. Der Berberjunge sprang auf und bewies seine Genesung mit einem Luftsprung.

Mein Kollege verbeugte sich, meinte, es sei nur eine geringe Kunst, aus dem Schädel eines nichtsnutzigen Jungen einen Skorpion zu operieren, während ich zweifellos fähig sei, Tote selbst von hohem geistigen Niveau zu erwecken, ich belohnte das Schauspiel mit einer und das Kompliment mit zwei weiteren Münzen, mein Kollege verbeugte sich tief, wobei er die Hand an die Stirn legte. Dann verwandelte er sich wieder in einen Redesteller und wandte sich Mulai Idris zu, dem Nachkommen der Lieblingstochter Fatimah des Propheten, deren Hand aus Silber man überall in den Souks gegen den bösen Blick kaufen kann, die indes aber nicht genügte, Mulai Idris vor dem Gift Harun al Raschids zu schützen, das seinem Leben ein Ende gesetzt hatte.

In der Sendung ‹Zürcher Erzählungen›, übertragen vom Südwestfunk, war auch von der Sauberkeit die Rede und Zürich wurde gelobt als «eine Stadt, wo die Hunde straßenrein sind, bevor sie stubenrein werden»!

Ohohr